

„Was it hell or high water and is it too late?“¹

Bericht des Superintendenten zur Kreissynode des Evangelischen Kirchenkreises Trier am 7.11.2020²
von Jörg Weber

Einleitung

„War es ein Messer in meinem Rücken?
Oder eine Weggabelung?
War es die Hölle oder die Flut, die uns allein zurückließ?
Ist das Spiel wirklich vorbei?
Sind wir wirklich schachmatt?
War es die Hölle oder die Flut und ist es zu spät?
Oh, ist es zu spät?“³

Das Musikvideo⁴ zu diesem Lied des britischen Singer-Songwriters Passenger zeigt die beeindruckenden Landschaften des Westens der USA, die Nationalparks Monument Valley, Vally of the Fire und Joshua Tree. Landschaften, die bei denen, die einmal dort waren, das Gefühl von Erhabenheit und Fernweh, Sehnsucht und Träumen erzeugen. Dabei sind es Wüstenlandschaften. Auch wenn die Frage des Refrains „ist es die Hölle oder die Flut“ Alternativen lässt, wer die „Hölle“ in den Mund nimmt, verleiht der Sprache des Liedes apokalyptische Züge. Jedenfalls spricht man nicht einfach von der Hölle, wenn es nicht ums Eingemachte geht.

Und so passt dieser Song, der von einer Trennung zweier Menschen handelt, sehr gut zu der Kulisse: es sind Erfahrungen der Wüste und Ödnis, die dieses einschneidende Erlebnis auslöst. Kargheit und verbrannte Erde. Und Fragen über Fragen. Es ist ein Song, der Erfahrungen beschreibt, die in diesem Jahr viele Menschen machen, auch wenn es hier nicht um gescheiterte Beziehungen geht, sondern um eine Pandemie. Und manche benutzen für die Erfahrungen unterschiedliche Sprachbilder. Sie reden nicht nur von Flut, sondern zum Teil eben von der Hölle,⁵ auch wenn das übertrieben erscheinen mag.

¹ Passenger, „Hell or High Water“ aus dem Album „Runaway“, Text zitiert nach:

<https://www.songtexte.com/songtext/passenger/hell-or-high-water-g1b97d56c.html> (Abruf am 4.11.2020).

² Nachdem ich in meiner ersten Amtszeit sieben Jahre meine eigene Form des Superintendentenberichts kultiviert habe (die Berichte 2013 – 2019 sind gedruckt zu finden: Jörg Weber, Tradition und Situation. Theologische Erwägungen als Grundlage kirchlichen Leitungshandelns, Norderstedt 2019), wollte ich in der zweiten Amtszeit etwas verändern, ohne den mir wichtigen theologischen Blick außen vor zu lassen. Meine ersten Ideen hätten aber eine physische Anwesenheit und ein physisches Plenum bei einer Tagung der Kreissynode bedurft, was so jetzt nicht möglich war. Daher muss ich das verschieben. So ist der Bericht in seiner Form noch einmal ähnlich denen der letzten Jahre.

³ Passenger, Hell or High Water, deutsche Übersetzung:

<https://www.songtexte.com/uebersetzung/passenger/hell-or-high-water-deutsch-23d6681b.html> (Abruf am 12.10.2020).

⁴ <https://www.youtube.com/watch?v=zgDbp5C74sU&list=PL3H8-tXOKvBoJ-BDsteGMO4OncdOXhJeE&index=64> (Abruf am 12.10.2020).

⁵ Man googlele nur mal die Begriffe Corona und Hölle, dann erscheinen viele Medienartikel, die die „Hölle“ als Sprachform für die Coronaerfahrungen verwenden, vgl. z. B.: <https://klaus-staeck.de/2020/09/in-der-corona-hoelle/>, <https://www.br.de/mediathek/video/ueberlebt-drei-wochen-corona-hoelle-av:5e83ba49f98799001a72d102>, https://www.focus.de/gesundheit/news/hatte-ploetzlich-angst-vor-der-welt-ich-hatte-ploetzlich-angst-vor-der-welt-sieben-mal-getestet-laras-corona-odyssee_id_12466922.html (Abruf am 29.10.2020).

1. DAS Thema

An Corona kommt in diesem Jahr niemand vorbei, auch kein Superintendentenbericht. Schon gar nicht, wenn die Folgen einer weltweiten Pandemie auch die Kirche in weiten Teilen erheblich betrifft. Die Presbyteriumswahlen waren kaum beendet, da befanden wir uns im Lockdown. Die notwendige Neukonstituierung aller Gremien und eines Großteils der Ämter in der Evangelischen Kirche im Rheinland waren Herausforderungen. Viele setzte das unter erheblichen Stress.

Es gehört zu den positiven Seiten der Erfahrungen dieses Jahres, dass unsere Kirche, die oft als schwerfällig und träge empfunden wird, in dieser Situation flexibel und agil agierte, wie kaum sonst. Jedenfalls haben wir es der Landeskirche zu verdanken, dass wir handlungsfähig bleiben konnten und auch technisch auf der Höhe der Zeit waren. Ein fast unglaublicher Schwung und dennoch ein Kraftaufwand sondergleichen, der immer noch anhält. Die Vorbereitung der Presbyteriumssitzungen, der Kreissynode und deren Durchführung, der Neubesetzung der Ämter waren und sind von hohem Aufwand geprägt. Der Gedanke, wir müssen alles neu erfinden, kommt fast täglich in den Sinn. Nun befinden wir uns wieder in einem (Teil-)Lockdown.

So war 2020 das Jahr der Fragen: der kleinen und großen und der ganz großen. Was darf ich noch und was kann ich nicht mehr? Die tagtäglichen Coronazahlen begleiten uns noch immer und die Frage nach Hygienekonzepten in Gottesdiensten, Veranstaltungen und beim normalen Croissant, das bei einer Sitzung sonst ohne große Überlegung einfach da stand und das ich ohne große Fragen einfach essen konnte. Das ist nicht mehr so.

Aber auch die großen Fragen: wie sehen unsere Finanzen aus angesichts eines beispiellosen Einbruchs der Wirtschaft? Bleiben die Gottesdienstbesucher demnächst zu Hause, weil es ja einfacher ist, am Computer sich was anzuschauen? Oder weil sie gemerkt haben, es geht öfter auch mal ohne Gottesdienst am Sonntag? Was haben wir als Kirche richtig gemacht und was war eher schwierig? Haben wir uns weiter weg bewegt von den Menschen? Ist die körperliche Distanz, die wir allenthalben immer neu einüben müssen, eine soziale Distanz,⁶ die unsere Kirche so tief berührt, weil die Nähe und die Gesellschaft, die wir praktizieren, geradezu der soziale Kitt einer Gemeinschaft sind, die wir verkörpern?

Aber da sind auch die ganz großen, existentiellen Fragen: Wo ist eigentlich Gott in dieser Krise? Warum lässt er ein solches Ausmaß einer Pandemie zu, die die ganze Welt betrifft und zu massenhaftem Leid führt bis zum Tod, der durch die Bilder aus Italien und Amerika in signifikanter Weise in den weltweiten Lebensalltag gerutscht ist?

⁶ Mit Wolfgang Huber ist präzise zwischen physischer Distanz (physical distancing) und sozialer Distanz (social distancing) zu unterscheiden. Was wir in der Coronazeit aus Gründen des Selbst- und Fremdschutzes zu tun haben, ist physische Distanz, keine soziale Distanz. Deshalb sollten wir als Kirche nicht die „irreführende Bezeichnung ‚social distancing‘ ... übernehmen, anstatt, wie es auf Englisch ursprünglich hieß, von ‚physical distancing‘, also von räumlichem Abstand zu sprechen. Unsere Botschaft hätte doch sein müssen: Keiner braucht einen Zweifel daran zu haben, dass wir sozial mit ihm verbunden sind! Und entsprechend: Wir nehmen die Pandemie in ihrem lebensbedrohlichen Charakter sehr ernst, aber wir nehmen sie aus der Perspektive ernst, dass wir dem Tod keine Macht einräumen über unsere Gedanken. Wir wissen den Tod durch die Auferstehung Jesu Christi auch in dieser Situation gebändigt“, Huber, in: www.die-kirche.de, Nr. 24/14.6.2020, http://www.wolfganghuber.info/images/wh_pdf/die-kirche-corona.pdf (Abruf am 4.11.2020).

2. Das Thema IST GESTELLT

Corona ist ein Katalysator für vieles. Die weltweite Krise beschleunigt Entwicklungen und Vorgänge in einem Maß, dass wir kaum hinterherkommen. Wir haben auch erfahren, dass kirchliche Prozesse in diesem Jahr einer enormen Beschleunigung unterzogen waren, die wir kaum erwartet hätten. Es geht um finanzielle, personelle und materielle Auswirkungen.

Alles in allem geht es um die Frage nach unseren Ressourcen. Es ist noch in Erinnerung, dass wir am Anfang keine Masken, kaum Desinfektionsmittel, gefühlt kein Klopapier und bis heute immer noch keinen Impfstoff haben. Das Gefühl von Leere und Verlust breitete sich aus. So leer waren für sechs Wochen meist auch die Kirchen. Das Bild des einsamen Papstes auf dem Petersplatz⁷ ist auch für Protestanten symbolisch. Es steht für das, was mancher auch noch nach dem Lockdown empfunden hat,⁸ oder es wieder empfindet in Wochen, in denen jetzt erneut vieles nicht möglich ist.

Die Coronapandemie hat als Beschleuniger dafür gesorgt, dass wir uns in der Kirche Fragen stellen, die bis vor Kurzem erst rund zehn Jahre später erwartbar schienen: Wann werden die finanziellen Ressourcen weniger? Wie viele Menschen nehmen unsere Angebote noch wahr, vor allem die Gottesdienste? Welche Bedeutung haben wir bei den 25- bis 40-Jährigen überhaupt noch? Werden wir als Kirche in dieser Gesellschaft noch gebraucht? Sind wir überhaupt noch relevant?⁹

Die Fragen nagen erheblich am Selbstbewusstsein und Selbstverständnis einer Kirche, die jahrelang als Stütze der Gesellschaft und Rettungsanker agierte, nicht nur in der Not. Sie katapultieren den immer wieder beschworenen Veränderungsdruck auf Platz 1 der innerkirchlichen „Das-habe-ich-doch-schon-immer-gesagt“-Hitparade.

Es nagt auch am Selbstbewusstsein und lässt mich skeptisch nach Antworten ringen, wenn öffentlich oder innerkirchlich Kritik am Verhalten „der Kirchen“ im Lockdown geübt wird. Die einen postulieren Monate danach, die Kirchen hätten geschwiegen und nicht an der Seite derer gestanden, die es in Altenheim und Krankenhäusern am notwendigsten gebraucht hätten,¹⁰ die anderen betonen bereits, heute würde man das alles anders machen.¹¹

⁷ <https://www.zdf.de/assets/coronavirus-papst-segen-102~original?cb=1585337825450> (Abruf am 12.10.2020).

⁸ Vgl. Alexander Deeg, Es wird nicht mehr sein wie vorher ... Überlegungen zum Gottesdienstfeiern in Zeiten der Coronapandemie und danach, PTh 109/2020, S. 428.

⁹ Altbischof Wolfgang Huber ist zuzustimmen, wenn er von der *Existenzrelevanz* der Kirche spricht: „Während der Finanzmarktkrise 2007 fragte man nach Banken, die für das Finanzsystem so wichtig sind, dass sie nicht insolvent gehen dürfen. In der Coronakrise 2020 fragt man nach den kritischen Teilen der Infrastruktur, die funktionieren müssen. Der ursprüngliche englische Ausdruck dafür heißt ‚systemically important‘, zu Deutsch: systemisch wichtig. Das ist etwas ganz anderes als systemrelevant. Systemrelevant sind alle Teile eines Systems. Systemisch wichtig sind diejenigen Teile, ohne die das System kollabiert – wie beispielsweise Energie, Ernährung, Gesundheitswesen. Und da kommen wir als Kirche hinterhergelaufen und fragen: Sind wir systemrelevant? Gehören wir zu den Teilen, ohne die die materielle Struktur der Gesellschaft kollabiert? Natürlich gehört unsere Diakonie dazu. Aber die Verkündigung des Evangeliums und die Seelsorge sind keine kritische Infrastruktur. Bei ihnen geht es um die Freiheit für Religion und Glauben. Die Kirche, das Evangelium sind nicht systemrelevant, sondern existenzrelevant. Das haben wir deutlich zu machen.“ S. www.die-kirche.de, Nr. 24/14.6.2020, http://www.wolfganghuber.info/images/wh_pdf/die-kirche-corona.pdf (Abruf am 3.11.2020).

¹⁰ Vgl. den Vorwurf von Heribert Prantl in der Süddeutschen Zeitung vom 7.8.2020: <https://www.sueddeutsche.de/politik/kirche-corona-kolumne-prantl-1.4992658?reduced=true>

¹¹ Vgl. die Stellungnahme der Kölner Kirchen: <http://newsletter.helena.de/mobile%20lwd.4074551.htm#link1> (Abruf am 12.10.2020).

In der Tat haben sich alle Ebenen in der Kirche in einem ethischen Dilemma befunden. Ob man heute oder jemals beurteilen kann, was angemessen gewesen wäre, halte ich für äußerst schwierig.¹² Vieles ist dennoch und sogar in sehr kreativer Weise entstanden in unserer Kirche und unseren Gemeinden in den Tagen des Lockdowns, auch Seelsorge bei Kranken und Sterbenden. Und es gibt auch immer noch leere Kirchen, wo die Gottesdienstfeier in einem kleinen Gebäude mit nur 12 Menschen keine optimale Lösung scheint. Bis heute stehen alle in einem Dilemma, indem man Selbstschutz, Schutz der Anderen (des „Nächsten“ im biblischen Sinne) und staatliche bzw. wissenschaftliche Erkenntnisse und Vorgaben miteinander abwägen muss. Es bleibt die gestellte Aufgabe, dies jeweils im Einzelfall abwägen zu müssen. Das ist manchmal nur mit intensiven Debatten zu klären.

Oft wird erst im Angesicht des Verlustes klar, wie bedeutsam unsere Ressourcen sind und was passieren kann, wenn sie nicht mehr oder nur sehr begrenzt verfügbar sind. Wird mir der Verlust bewusst, ist das Gefühl von Verzicht nicht weit, und das löst in den seltensten Fällen Wohlbefinden aus. Hier versteckt sich meiner Meinung nach ein nicht zu unterschätzendes Problem unserer Tage: es ist überdeutlich geworden, dass wir auf das eine und das andere verzichten müssen.¹³

Corona hat es beschleunigt ans Tageslicht gebracht. In einer Zeit grenzenloser Mobilität kann sich das Virus ungebremst ausbreiten. Aber ist diese grenzenlose Mobilität auch im Hinblick auf das Schonen der Umweltressourcen wirklich notwendig? Vieles geht auch anders, das haben mir Videokonferenzen von Ausschüssen deutlich gemacht. Sie sparen gegenüber dem Autoverkehr Zeit und Kilometer, also auch CO². Natürlich braucht es persönliche Begegnung und manches fehlt. Anderes möchte ich allerdings auch nicht so wiederhaben wie vorher. Was aber bleibt, ist das Problem des Verzichts. Niemand verzichtet gern auf Gewohntes. Nur genau das wird immer deutlicher, gerade in unserer Wirtschaftsordnung, deren Auswirkung auch uns als Kirche mindestens mittelbar betrifft.

Tim Leberecht, Essayist und einer der beiden Gründer des „House of Beautiful Business“-Think Tanks schreibt dazu: „Das Wachstumsprinzip ist eine hartnäckige Doktrin. Ihre Verfechter sehen im Wachstum eine anthropologische Notwendigkeit. Die Corona-Krise hat jedoch Zweifel geweckt. Die grenzenlose globale Wirtschaft, mit ihren dezentralen Lieferungsketten und ihrer nahezu grenzenlosen Mobilität, ist zum Risikofaktor geworden. Das grenzenlose Wachstum wirkt angesichts der Pandemie wie ein Anachronismus. Sie hat die strukturellen Krisen aufgedeckt und teilweise beschleunigt ... Neue Denkansätze und systemische Alternativen zum extraktiven Wachstum gibt es. ... Im Zentrum stehen da die Bedürfnisse der Gesellschaft, drumherum sind die Grenzen des Wachstums durch endliche Ressourcen und die Belastbarkeit des Planeten Erde.“¹⁴

Es ist die Frage nach unseren Ressourcen, die sich auch in der Kirche stellt. In unserer Kirche hat die Coronakrise die Frage ausgelöst: was brauchen die Menschen wirklich von uns? Ich will

¹² Vgl. Deeg, aaO., S. 417f.

¹³ Hier meine ich *nicht*, dass nun etwa Betriebe wie Restaurants oder Kulturveranstalter, die unter der Lockdown-Schließung wirtschaftlich äußerst stark leiden müssen, halt mal auf Einnahmen verzichten müssten. Dass hier Regelungen gefunden werden müssen, ist deutlich. Die entstandenen Ausfälle und damit verbundenen „Kosten“ werden wir zudem auf vielfältige Weise später alle miteinander tragen müssen.

¹⁴ Tim Leberecht in der Süddeutschen Zeitung vom 18.9.2020:

<https://www.sueddeutsche.de/kultur/ideengeschichte-spielen-um-zu-verlieren-1.5035021> (Abruf am 12.10.2020).

die Frage auf meine Weise mit den fünf Punkten beantworten, die Grundlage für den Pfarrberuf sind, nicht nur seit „Zeit für das Wesentliche“: Verkündigung, Seelsorge, Bildung, Diakonie und Leitung. Vieles andere, was wir machen, kann dort subsummiert werden. Aber das sind die Essentials. Und wir haben sie in diesem Jahr hier und da auf besondere Weise interpretiert.

Zum Beispiel in der Verkündigung mit Gottesdiensten, die im Internet übertragen werden. Das macht die Kirche nicht auf einen Schlag zur digitalen Kirche. Aber das Überraschende war doch, dass es dezentral passierte und genau das so gut angenommen wurde. Die Leute wollen eben ihre Kirche, ihre Gemeinde und ihre Pfarrerin oder ihren Pfarrer vor Ort sehen. Neben den digitalen Formaten sind auch neue analoge Ideen entstanden. Die ausgedruckte Predigt, die beim Bäcker auslag oder die Andacht, die auf dem Anrufbeantworter zu hören war, Musikalisches von Balkonen oder auf der Straße und vieles mehr, was sehr eindrücklich in den Berichten unserer Gemeinden nachzulesen ist.

Seelsorge war genauso wichtig. Viele Gespräche konnten zwar nur per Telefon oder Video stattfinden, aber sie fanden statt, inzwischen auch wieder physisch, zwar auf Abstand, aber sie finden statt und das ist gut so! Und das hat deutlich gemacht: Kirche ist seelsorgliche Kirche. Kirche im Gespräch, im Diskurs, im Glauben, Fragen und miteinander Zweifeln. Diese Haltung wird natürlich auch in den Beratungsdiensten unserer Diakonie greifbar und an allen Stellen, an denen Menschen sich um Menschen kümmern. Dabei war die Herausforderung groß, da Begegnung in der Beratung mit physischer Präsenz so notwendig ist.

Dass Kirche Leitung, kollegiale Leitung und Leitung lokal dezentral organisiert vor Ort braucht, wurde ebenso deutlich und war und ist unser Vorteil. Mal abgesehen davon, dass die Neukonstituierung Arbeit ist und Zeit braucht, haben wir Leitungsorgane, die arbeitsfähig sind, auch digital. Und das war und ist sehr hilfreich. Leitung hat auch in der Krise funktioniert.

Auch das Thema Bildung liegt mir in diesem Zusammenhang am Herzen. Corona beschleunigt die Erkenntnis, dass in allen Lebensbereichen Bildung, Kommunikation von Bildung und das kluge Vermitteln von Bildung von hoher Bedeutung sind. Dass Lothar Wieler und Christian Drost zu prominenten Erklärern der Situation wurden, hat mit ihren Bildungs- und Vermittlungsmöglichkeiten und didaktischen Fähigkeiten zu tun. Hut ab davor!

Ich nenne aber auch den Religionsunterricht, der nach dem Ende des Lockdowns hier und da aus organisatorischen Gründen unter den Tisch fiel oder zumindest mal wieder drohte unter den Tisch zu fallen, als es um die Frage von homogenen Lerngruppen ging. Bildung durch den Religionsunterricht ist notwendiger denn je. Ich habe die feste Überzeugung, dass die Kompetenzen der Wahrnehmung und Deutung von existentiellen Fragen nirgendwo so präzise und hinreichend gestellt und bearbeitet werden können wie im Religionsunterricht.¹⁵ Auch hier wird deutlich, dass Kirche und das Reden von Gott existenzrelevant sind.¹⁶

Umso bedauerlicher ist es, dass die Versuche, den Religionsunterricht, dort wo es notwendig ist, auch ökumenisch zu begründen und organisatorisch auf die Beine zu stellen, bisher nicht zum Abschluss gekommen sind. Denn es braucht die Kompetenzen der Wahrnehmung und

¹⁵ Vgl. dazu David Käbisch ua., Gerade jetzt! – 10 Thesen, warum der Religionsunterricht in der Corona-Zeit unverzichtbar ist, in: ZPT 2020 (<https://doi.org/10.1515/zpt-2020-9090>, Abruf am 2.11.2020).

¹⁶ Vgl. Wolfgang Huber, aaO.

Deutung der Welt, des Menschen und des menschlichen Handelns mehr denn je, auch im Angesicht der Gottesfrage. Selbst dann, wenn ich die Frage nach Gott außen vorlasse und „nur“ die Frage nach dem menschlichen Handeln und den menschlichen Ressourcen stelle.

3. Das THEMA in Kirche und Theologie

Das Thema ist gestellt. Die deutliche Frage nach dem Umgang mit unseren Ressourcen drängt sich angesichts der Erfahrung auf, auf manch lieb gewordenes verzichten zu müssen. Unsere personellen und finanziellen Ressourcen werden nicht weiter steigen, sondern begrenzt und damit endlich sein, am Ende gar weniger. Wir kommen nicht umhin, die Fragen zu beantworten, was wir für diejenigen in der Kirche oder darüber hinaus tun wollen, die mit unseren Angeboten und unseren Gottesdiensten wenig oder gar nichts mehr anfangen können.

Martin Luther hat vor 500 Jahren seine kleine Freiheitsschrift veröffentlicht und die paradoxe These aufgestellt: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“¹⁷ Luther selbst hat ihre Bedeutung am Ende der berühmten Schrift so zusammengefasst, dass kein Mensch für sich allein lebt, sondern in aller Freiheit im Glauben an Christus und in aller Liebe für seinen Nächsten.¹⁸

Die Tiefe der theologischen Erkenntnis wird auch dadurch deutlich, dass Luther Paulus in seine Zeit hinein interpretiert. Er erachtet den neuzeitlichen Menschen als frei allein im Glauben an Christus, jenseits von mittelalterlicher Werkgerechtigkeit. Die Fragestellung gewinnt auch dadurch an Aktualität, dass sie das Tun für den Nächsten im Alltag der Welt als Freiheit qualifiziert. Gerade das merken wir doch heute an allen Ecken und Enden: wer sich selbst schützt, schützt andere. Freiheit ist die Freiheit auch der anderen und gerade nicht des eigenen Willens.

Wo Paulus in seiner Tiefe gedeutet wurde, kam theologiegeschichtlich meist Bedeutsames ans Tageslicht. So war es auch vor 100 Jahren, in den Geburtsstunden der dialektischen Theologie rund um den Schweizer Theologen Karl Barth. Der hatte 1918 als Safenwiler Pfarrer einen Kommentar zum Römerbrief verfasst. In den vier Jahren danach hat er das Buch an manchen Stellen geändert und pointiert, 1922 dann in 2. Auflage veröffentlicht und Anfang der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts einen deutlichen Ruck in der damaligen Theologie verursacht. Er rief die Theologie zur Sache und brachte die Bibel neu ins Gespräch, in dem er „das Gespräch zwischen Urkunde und Leser ganz auf die *Sache* ... konzentriert“¹⁹ wissen wollte.

Barth hob die Fragen nach Gott und Mensch auf die Tagesordnung von Theologie und Kirche. „Die Beziehung *dieses* Gottes zu *diesem* Menschen, die Beziehung *dieses* Menschen zu *diesem* Gott ist für mich das Thema der Bibel und die Summe der Philosophie in einem. Die

¹⁷ Martin Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen, in: Martin Luther, Ausgewählte Werke Bd. 2, S. 369 (= WA 7, 21).

¹⁸ Luther, aaO., S. 286 (= WA 7, 38).

¹⁹ Karl Barth, Der Römerbrief, 13. Abdruck der neuen Bearbeitung von 1922, Zürich 1984, S. XI.

Philosophen nennen diese Krisis des menschlichen Erkennens den Ursprung. Die Bibel sieht an diesem Kreuzweg Jesus Christus.“²⁰

In seinem Aufsatz „Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie“ von 1922, der nicht zuletzt Wegbereiter für Barths dialektische und Wort-Gottes-Theologie war, hat er die Dialektik und in gewissem Sinn auch die Ambivalenz der Theologie auf den Punkt gebracht: „*Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.*“²¹ Für Barth mündet auch diese Fragestellung im Hinweis auf Jesus Christus, die Mitte, die Summe der Theologie,²² in dem Gott und Mensch vereint sind.

Sowohl Luther vor 500 Jahren als auch Barth vor 100 Jahren ging es darum, Gott Gott, den Menschen Mensch sein zu lassen und die durch Christus in die Welt gesetzte Freiheit des Menschen durch Gottes Gnade als Sache oder Summe der Theologie zu betonen. Und genau darin liegt der theologiegeschichtliche Schatz der Erinnerung für uns heute, wenn die Frage nach der Wirksamkeit Gottes in der Coronakrise neu gestellt wird: Wo ist Gott ...?

Zur Unterscheidung zwischen Gott und Mensch gehört es, sich klar zu machen, dass der Mensch die Verantwortung für das trägt, was er tut. Von Gott für das Leben in dieser Welt befreit zu sein heißt nicht, dass wir schuld- oder verantwortungslos handeln würden. Die Coronakrise ist menschengemacht genauso wie ihre immer noch anhaltende Verbreitung. Wir sind selbst dafür verantwortlich. Mit unserem Leben, mit dem, wie wir uns verhalten, mit manch entgrenztem Handeln, mit unserem Ressourcenverbrauch.

Das nimmt angesichts von menschlicher Distanz, Krankheit, Leid und am Ende auch Toten nicht die Wahrnehmung des fernen, verborgenen Gottes. Es relativiert nicht die Klagen und Bitten, dass doch ein Ende sein soll. Mir bleibt nur, die Erfahrung mit diesem Gott hoch zu halten, der als Jesus Christus in sich selbst alles Leid erfahren und erlebt hat. Er ist mir nahe, so erlebe ich es auch in schweren Tagen. Es ist auch der Gott Paul Gerhards, seiner Lieder voller Zuversicht angesichts des unendlichen Leids im 30-jährigen Krieg.²³

Die Frage, was Gott mit Covid-19 zu tun hat, müsste eigentlich anders gestellt werden. „Worum es eigentlich geht, ist die Frage, ob Menschen sich dazu verstehen können, in dem, was ihnen im Guten wie im Schlechten widerfährt, mit Gottes verborgener Gegenwart zu rechnen. Das aber ist keine Frage an die Theologie, sondern eine Frage nicht zuletzt an uns selbst“²⁴, und damit eine Frage an uns als Kirche. Und ja, es ist auch eine Frage des Leitungshandelns in der Kirche. Eines Handelns, das den Menschen von Gott unterscheidet, aber immer mit Gottes Gegenwart auch im Leitungshandeln rechnet. Davon zu reden und das zu erzählen, auf ganz unterschiedliche Weise, das ist Sache in der Kirche. In Verkündigung und Seelsorge, Bildung und Diakonie.

²⁰ Barth, aaO., S. XIII.

²¹ Karl Barth, Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologin, in: Karl Barth Gesamtausgabe 3. Vorträge und kleine Arbeiten, 1922 – 1925, Zürich 1990, S. 151

²² Vgl. aaO., S. 175.

²³ Z. B. EG 322,5: „Er gebe uns ein fröhlich Herz, erfrische Geist und Sinn, und werf all Angst, Furcht, Sorg und Schmerz, ins Meeres Tiefe hin.“

²⁴ Johannes Fischer, Covis-19 und Gott, in: Zeitzeichen 9/2020, S. 11.

So von Gott zu reden birgt die Chance, „theologisch an der Unverfügbarkeit Gottes sowie der Dialektik seiner Präsenz und Absenz festzuhalten und praktisch immer neue Formen der Suche nach Gott, der Klage und Bitte, der gemeinsam erwartungsvollen Lektüre der Bibel etc. zu finden. Es geht darum, liturgisch und homiletisch nach Gott zu suchen – mit den vielen in der Gesellschaft, denen dieser Gott längst fraglich geworden ist.“²⁵

Die Erfahrungen, die wir in diesem Jahr machen, sind nicht neu. Die biblischen Schriften im Alten wie im Neuen Testament handeln an entscheidenden Stellen davon. Das Volk Israel hat im Exil Wüstenerfahrungen über sich ergehen lassen müssen. Unendlich zuversichtliche und träumerische Texte in den Psalmen oder im Deuteronomium zeugen von blühenden Hoffnungen angesichts der alltäglichen Erfahrungen (Ps 126; Jes 44,23; 52,7; 55,10-13). Das bezeichnet man in der Theologie als Eschatologie, als Hoffnung auf Gottes Zukunft mit den Menschen. In einer anderen Linie entwickelte sich die Apokalyptik. Darin sollten dann das Reden von Gott und den Menschen in Sprachbildern von Gerichts- und Endzeitszenarien deutlich anders werden (vgl. das Danielbuch).

Im Neuen Testament ist das kaum anders. Auch hier gibt es einige Jahrzehnte nach dem Auftreten Jesu und angesichts der römischen Gegenwart eschatologische Texte und apokalyptische Visionen. Die paulinische Rede von der Auferstehung des Menschen mit der Hoffnung auf ein in Gott verbundenes Leben nach dem Tod (vgl. 1Kor 15) gehen in die eine, die apokalyptische Bilderwelt der Offenbarung des Johannes in die andere Richtung (vgl. Offb Kap. 4-20 oder auch Mt 24 und 25). Doch selbst hier, in der Apokalyptik, gibt es die Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde und das Abwischen aller Tränen (Offb 21).

In all dem fokussiert sich die Erfahrung der Jahreslosung „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“ (Mk 9,24). Ich habe die Zuversicht, dass Gott bei mir, bei uns ist, auch in dieser Krise. Das ist erfahrungsgesättigt in meinem Leben. Ich bin nicht alleine. Gott ist bei mir, auch in Krisenzeiten. Aber ich bin ein Mensch und ich kenne die Zeiten des Zweifels an allen Ecken und Enden. Dieser Vers im Markusevangelium sagt: ich glaube. Das ist ein Faktum, nein, eine Erfahrung. Und: Hilf meinem Unglauben. Das ist Bitte um Hilfe. Ich brauche Gott im Leben, trotz des Geschenks des Glaubens, trotz dem IST des Glaubens. Aber der Glaube IST. Er ist die Erfahrung mit der Erfahrung.

Dazu brauche ich die Erkenntnis, dass diese Krise Dinge aufzeigt, die sich in Kirche und Gesellschaft ändern werden. Dass wir lernen müssen, hier und da zu verzichten, mit unseren Ressourcen schonend umzugehen. Mit unserer Lebenswelt wie mit den menschlichen, finanziellen und materiellen Ressourcen in der Kirche. Das ist unsere Aufgabe der nächsten Jahre.

Ich kann ihnen keine allgemeingültige Lösung für alle Fragen hier vorstellen. Nur die Zusage, dass wir nach diesen Lösungen gemeinsam suchen werden. Miteinander und füreinander. Für die Situationen vor Ort, individuell und lokal bzw. regional. Aber genau die anstehenden Umbrüche, deren Anzeichen wir gerade hautnah erleben, in Abwägung und präzisen Abstimmungen lokal und regional zu meistern, das ist die große Aufgabe. Unsere Konzepte im Kirchenkreis sehen das schon vor. Die Verschränkung von parochialem und funktionalem, also pfarramtlichem und gemeindepädagogischem Dienst ist im Planstellenkonzept verankert. Ich werde nicht müde, das hervorzuheben.

²⁵ Deeg, aaO., S. 433.

Die entscheidende Komponente jenseits von fragwürdigen Alternativen sind die Menschen, die den Glauben in unserer Kirche weitertragen und in Verkündigung, Seelsorge, Bildung und Diakonie authentisch leben. Sie stellen die Beziehungen her, um die es in der Kirche geht und ohne die geht es nicht. Die wichtigste Ressource sind die Menschen, die wir haben, dafür bin ich dankbar. Dies sich immer wieder neu zu vergegenwärtigen und darüber am Ende zu staunen, ist mir gerade in diesem Jahr deutlich geworden. Was haben wir nicht alles an hervorragenden Ressourcen. Was haben wir nicht alles an Möglichkeiten in diesem schönen Kirchenkreis. Ich habe für vieles zu danken, was mir tagtäglich begegnet und mich leben, hoffen und staunen lässt.

Epilog – Hoffnung und Staunen auf dem Weg zur stillen Nacht und darüber hinaus

Das Video vom Anfang visualisiert mit seiner Bildsprache den Weg, auf dem der Sänger ist. Mit der Frage, ob das schon die Hölle oder nur eine Flut ist. Trotz der teilweise apokalyptisch anmutenden Sprache und Bildwelt gibt es eben auch die Bilder einer erhabenen Natur, die mich staunen lassen. Trotz der Frage geht der Protagonist seinen Weg. Weiter, immer weiter. Er ist nicht am Ende, sondern unterwegs mit seinen Fragen.

Es bleibt in diesem Jahr – vielleicht nicht nur in diesem Jahr – bei mancher Dialektik und den Ambivalenzen, den gestellten und manchmal unbeantworteten Fragen und Problemen. Unser Leben bleibt an vielen Stellen ambivalent. Es steht in der Spannung der Freiheit, von der Luther spricht, der Freiheit, die zugleich gebunden ist an andere, an Christus und dann an den Nächsten. Es steht in der Spannung der Freiheit, dass Gott Mensch wird, die Barth einmal als „unmögliche Möglichkeit“²⁶ beschrieben hat. Die Frage nach Gott und dem Menschen bleibt in einer spannungsvollen Beziehung, einer Beziehung, die auch den fernen und unverfügbaren Gott wie den in Jesus Christus offenbaren Gott in dieser Welt erfahrbar macht.

Zu dieser Spannung gehört, dass der Mensch in Eigenverantwortung auf dieser Welt lebt. Eben darin äußert sich ja die große Frage nach dem Verhältnis der Verantwortung Gottes und der des Menschen oder der nach dem fernen oder nahen Gott. Und nicht zuletzt bleibt die Ambivalenz des Glaubens in dieser Welt, den das Markusevangelium in der Jahreslosung in die Formulierung „ich glaube, hilf meinem Unglauben“ gegossen hat. Unser Leben bleibt in Bezug auf Freiheit, Verantwortung und Glauben dialektisch. Unsere Welt und unser Leben sind nicht frei von diesen Ambivalenzen und Spannungen. Allein in Christus ist es frei, verantwortlich lebbar und in gewissem Glauben.

Zur Verarbeitung und Einordnung der Krise hilft mir ab und an auch der Blick in die Literatur, zum Beispiel in die Poesie der Verse Hölderlins, an dessen 250. Geburtstag in diesem Jahr erinnert wird.

„Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.“²⁷

²⁶ Vgl. Karl Barth, Der Römerbrief, aaO., S. 114.

²⁷ Friedrich Hölderlin, Sämtliche Gedichte, Textband, Wiesbaden 1989², S. 340.

Seine mit „Patmos“ überschriebene Hymne birgt durchaus apokalyptische Sprache und Bilder.²⁸ Doch die ersten Zeilen sprechen sowohl von der Ambivalenz der Gotteserfahrung als auch der Hoffnung. Angesichts der Anstrengung, Dauer und Langatmigkeit der Coronazeiten weitet der Blick in die Geschichte und ihre zeitgenössischen literarischen Dokumente den eigenen Horizont und hilft, Abstand zu den gerade aktuellen eigenen Erfahrungen zu gewinnen.²⁹

Auf der anderen Seite erinnert das „Rettende“ aus Hölderlins Versen für mich durchaus auch an Weihnachten. Das liegt in diesen Tagen natürlich nahe, in denen die Vorbereitungen auf Hochtouren laufen und jetzt durch den Teil-Lockdown jäh unterbrochen werden. Seit dieser Woche wissen wir nicht so genau, wie Weihnachten wird, weder als kirchliches noch als privates Fest. Vielleicht ist in diesem Jahr die heilige Nacht eine eher stille Nacht. Das weltbekannte Weihnachtslied geht ja auch auf eine Zeit von Not, Armut und Leid vor rund 200 Jahren zurück und drückt eine tiefe Sehnsucht aus.

Vielleicht singen wir das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ (EG 46) in diesem Jahr leiser als sonst. Und draußen, denn drinnen geht es nicht. Wenn wir es leise singen oder summen, am Ende mit Maske, dann erinnert es uns an die Hirten auf dem Feld. Die waren ja in diesem von Lukas beschriebenen Moment anscheinend auch nicht triumphierend, sondern eher verängstigt (Lk 2,8-10).

Der Predigttext für die Christvesper am Heiligen Abend aus dem Jesajabuch (Jes 11,1-10), der in so großartiger wie unwahrscheinlicher Weise die Wölfe neben den Schafen bildhaft wohnen lässt, der kann dann seine Sehnsucht nach Heil und Rettung entfalten. Denn genau das brauchen wir: die Botschaft vom zur Welt gekommenen Gott als kleines Kind Jesus Christus. Die stille Nacht gibt mir aber Hoffnung, trotz physischem Abstand. Sie drückt Sehnsucht aus, trotz all der Probleme. Und sie tröstet mit Bildern, Träumen und Hoffnungstexten, die mir gut tun, auch angesichts von Covid-19.

Die Weihnachtsbotschaft macht mir deutlich, dass Gott unser Leben gerade in den Ambivalenzen dieser Welt begleitet. Ich bin nicht allein, sondern in Gott geborgen. Insofern halte ich mich an die Hoffnungsbilder und lasse die apokalyptischen Bilder außen vor. Ich will staunen über das, was ist. An Glauben und Hoffnung in dieser Welt. Deshalb gibt es eine Menge zu danken.

Ich danke Ihnen allen, die Sie sich in diesem Jahr unter äußerst erschwerten Bedingungen für unsere Gemeinden und Einrichtungen, also unsere Kirche engagiert haben, die Sie Ihre Zeit und Kraft für die Arbeit mit Menschen investiert und so der Kirche in diesen Zeiten Gesicht gegeben haben.

- Ich danke denen, die Neues sehr schnell ausprobiert haben und dafür gesorgt haben, dass Kirche erkennbar war und ist.

²⁸ Vgl. Wikipedia, Art. Patmos (Hölderlin), [https://de.wikipedia.org/wiki/Patmos_\(H%C3%B6lderlin\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Patmos_(H%C3%B6lderlin)) (Abruf am 30.10.2020).

²⁹ Vgl. Gustav Seibt erinnert in der Süddeutschen Zeitung vom 26.10.2020 (<https://www.sueddeutsche.de/kultur/coronakrise-pandemie-bewaeltigung-wissenschaft-politik-1.5092722?reduced=true>, Abruf am 30.10.2020) an den Exodus in der Bibel oder Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre“.

- Ich danke denen, die Altes bewahrt haben und für Kontinuität trotz Ungewissheit gesorgt haben.
- Ich danke allen, die für die Menschen da waren, in Gemeinden, in der Bildung, in der Diakonie und überall beim einfachen Gespräch zwischen Tür und Angel.
- Ich danke allen, die sich auf schwierige Fragen und Verhältnisse eingestellt haben und Haltung bewahrt haben für unsere Kirche und unsere Gesellschaft.

Von Herzen danke ich allen denjenigen, die mit auf dem Weg sind. Auch in diesen Zeiten, in diesem Jahr. Der Weg war nicht einfach, er ist es nicht. Mein Dank gilt allen Presbyterinnen und Presbytern, gerade denen, die neu sind und in eine Situation kamen, mit der niemand gerechnet hat. Ich danke allen Pfarrerinnen und Pfarrern, Pastorinnen und Pastoren und Prädikantinnen und Prädikanten, die im Verkündigungsdienst tätig sind. Und ich danke Ihnen als Synodale, die sich auf einen neuen Weg der Kreissynode eingelassen haben.

Trotz aller Schwierigkeiten will ich die Haltung des Staunens bewahren. Sie gilt neuen Studien zufolge „als angenehme Emotion, mit der nebenbei vermittelt wird, dass es Größeres gibt als die eigene Person. Natur, aber auch Kunst, Musik, ein Gottesdienst oder eine Kundgebung können dieses Gefühl hervorrufen. ‚Staunen und Ehrfurcht zu erleben, hat viele Vorteile‘, sagt der Psychologe Dacher Keltner von der Universität Berkeley, der ebenfalls an der Studie beteiligt war. ‚Man hat den Eindruck, über mehr Zeit zu verfügen, ist wohlwollender, fühlt sich besser und empfindet so etwas wie Demut.“³⁰

Mit dieser Demut und dieser Haltung des Staunens gilt es in den kommenden Jahren abzuwägen: Was haben wir aufgeben müssen, was hat dennoch funktioniert, was war anders, was haben die Menschen an Neuem angenommen? Was braucht es von uns als Kirche für die Menschen um uns herum wirklich?

Es wird darum gehen, nicht Traditionelles um des Traditionellen willen zu bewahren und nicht Neues um des Zaubers der Neuheit willen zu konzipieren. Es geht darum, den Kern, die Summe, die Sache von Theologie und Kirche weiter zu tragen, Jesus Christus. Denn „Tradition ist nicht das Bewahren der Asche, sondern das Schüren der Flamme“³¹.

³⁰ Werner Bartens in der Süddeutschen Zeitung vom 21.9.2020: <https://www.sueddeutsche.de/politik/medizin-staunen-lernen-1.5039901> (Abruf am 12.10.2020).

³¹ So der französische Sozialdemokrat Jean Jaurès: https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/reflexionen/geschichten/897102-Irrwege-einer-Metapher.html?em_no_split=1 (Abruf am 12.10.2020).